

## Nikolaus Lenau.

Nikolaus Niembisch, Edler von Strehlenau, als Dichter Lenau genannt, wurde am 13. August 1802 zu Esatad (Tschatad), einem Dorfe in Ungarn, unweit Temesvar, geboren. Sein Vater, Franz, war Beamter der dortigen königlichen Kameralherrschaft und kaum schon volljährig. Derselbe mußte später wegen anhaltender Kränklichkeit den Dienst ganz verlassen, und zog sich nach Ofen zurück, wo seiner Gattin, Theresia Maigraber, Mutter eine angesehene Bürgerin war, und eine schöne Wirthschaft mit vielen Weingärten besaß. Dort starb er bereits im Frühling 1807 an der Auszehrung, erst 29 Jahre alt.

Nikolaus genoss zu Ofen den ersten Unterricht in den deutschen und lateinischen Schulen. Als Knabe war er ein leidenschaftlicher Vogelfänger. Schon damals wohl machte er beim Weisenlocken sein wunderschönes Pfeifen mit den Lippen sich eigen.

Niembisch war als Kind ungemein fromm und gottesfürchtig. Er betete tagtäglich sein Morgen- und Abendgebet mit tiefster Inbrunst. Ein Hauptvergnügen für ihn war, vor einem zum Altare hergerichteten Stuhle die Messe zu lesen, wobei ihm seine um anderthalb Jahre ältere Schwester Therese ministriren mußte. Noch als Mann sprach Niembisch mit Entzücken von der wahrhaft himmlischen Seligkeit, die ihn durchströmte, als er das erstemal rein wie ein Engel von der Beichte ging. Die Frömmigkeit des Knaben erklärt uns, wie der Mann Lenau religiöse Stoffe zu seinen großen Gedichten wählen mochte (Savonarola; die Albigenser).

Niembischens noch junge Mutter vermählte sich mit einem Arzte, und übersiedelte nach Tokay. Niembisch verlebte dort sein 15. und 16. Lebensjahr. Es waren seine zwei heitersten Jahre.

Mit der tokaier Traube gedieh auch sein Geist dort herrlich. Er oblag mit Eifer der Rhetorik und Poesie unter Anleitung eines nur um wenige Jahre älteren jungen Mannes, Namens Joseph v. Kövesdy. Da Tokay eines Gymnasiums entbehrt, so mußte Niembisch seine Prüfungen in Ujhely ablegen, was mit so glänzendem Erfolge geschah, daß die erstaunten Professoren sich seiner Talente gar nicht sattfam zu verwundern vermochten.

Gedichtet hat Niembisch zu jener Zeit noch nicht, gleichwohl ward ihm damals schon große Berühmtheit prophezeit. Und von wem? — Von seinem Lehrer und seiner älteren Schwester erklärtem Verehrer.

Als dieser auf einige Zeit Tokay verlassen mußte, beschwor er seinen Zögling, von seiner Schwester ihm doch dann und wann zu schreiben. Das that dieser denn auch, und zwar in einem so geistreichen Briefe, daß der Empfänger bei Gott nicht wußte, sollte er sich mehr über die guten Mittheilungen oder über die Güte der Mittheilungen freuen, und er hatte in seinem Bonnetaumel nichts Eiligeres zu thun, als der Mutter des hoffnungsvollen Korrespondenten, unter Anschluß seines Briefes, jene glänzende Verheißung zu machen.

Nicht lange darnach wünschte der Großvater, Joseph v. Niembisch, k. k. Oberst und Kommandant der Haupt-Monturskommission zu Stockerau bei Wien, daß Nikolaus nach Wien komme, um seine Studien fortzusetzen. Niembischens Mutter konnte sich kaum überwinden, ihren Augapfel von sich zu lassen, allein eben ihre Liebe vermochte sie denn doch endlich zur Einstimmung, und Niembisch betrat die alte lustige Kaiserstadt. Wir wollen über ihn aus jener Epoche den Dichter Joh. Gabr. Seidl vernehmen. (Wien. Sonnt. Blätter, 1848 Nr. 5.)

„Es war im Spätherbst 1819, vor einem vollen Vierteljahrhundert, als der siebzehnjährige Niembisch im ersten philosophischen Jahrgange auf der ersten Bankreihe nächst der Thür des unfreundlichen, seine frühere Widmung zu Eponas Dienste nur allzudeutlich verrathenden Hörsaales mir gegenüber saß. Als ein schüchternes Brandfuchlein aus dem Mikroskop des Gymnasiums plötzlich hinausgeschleudert auf die manchmal ziemlich tumultuarische Arena der Hochschule, sah ich Anfangs den Wald vor lauter Bäumen nicht. Ein enger Kreis von vier wahrhaften Jugendfreunden, die mit vieler Empfänglichkeit für Poesie ausgestattet, und sich mitunter selbst darin versuchend, meinen voreiligen Drang nach Veröffentlichung meiner unreifen Erstlinge wacker bekämpften, ohne mich jedoch zurückhalten zu können, schon damals in Th. Hells „Abendzeitung,, einige Verse drucken zu lassen, hielt mich mit den Banden brüderlicher Innigkeit so fest und ausschließend an sich gefettet, daß ich meine übrigen Kollegen nur wenig beachtete und unseren fünfblätterigen Alee für die einzige Repräsentation der Aesthetik im ganzen Kollegium haltend, gar nicht ahnte, daß im Freiherrn Eligius v. Münch-Bellinghausen ein künftiger Friedrich Halm neben mir und in Niembisch v. Strehlenau ein werdender Nikolaus Lenau mir gegenüber saße. Erst ein Zufall machte mich auf Letzteren aufmerksam.

Seine nächsten Bankgenossen waren ein Baron H., jetzt ein Priester höheren Ranges in einer Nachbarprovinz, und ein gewisser L. v. E., beide, wenn ich nicht irre, Ungarn, wie Niembisch. So sehr nun auch der männlich feste Rembold, der lebhaft, mächtig weckende Weintridt, der bieder, eifrige Jenko, der gelehrte greise Wikosch und der feurige originelle Stein die fast überschwängliche Anzahl von Zuhörern zu beschäftigen und in Athem zu erhalten wußten, so fehlte es doch nicht an kleinen Zwischenpausen, wo der jugendliche Ungestüm seinem gährenden Triebe nach Kraftäußerung auf tolle, mitunter wirklich unbesonnene Weise Luft zu machen Zeit fand. Bei einem solchen Versuche überraschten meine Blicke eines Nachmittags den blaffen, dunkelhaarigen, schon damals düster schauenden Niembisch. Sein Federmesser mit halboffener Klinge in drohend erhobener Hand saß er da, — seine beiden Nachbarn gleich gewaffnet und gleich gerüstet etwa anderthalb Schuh weit von ihm weg, und gegen ihn Fronte machend. Es galt, so viel ich gar bald zu meinem nicht geringen Entsetzen wahrnahm, ein Turnier im Kleinen, was übrigens, so beschränkt der Raum und so kleinlich die Waffen, im schlimmen Falle doch bedenklich werden konnte. Ganz bedrohlich zuckten die blanken Klingen hin und wieder, mancher Hieb flog rechts und links; die Umstehenden bedachten in ihrer neugierigen Aufregung nicht, welch' Unheil ein unglücklicher Ader Schlag herbeiführen konnte, und hezten daher an, statt abzuwehren. Niembisch aber saß ruhig mit unheimlich rollenden Augen, bald geschickt ausbeugend, bald rasch ausfallend, und ließ, obwohl ihm bereits warmes Blut aus dem Ärmel rieselte, nicht eher ab, als bis seine ebenfalls blutenden Gegner freiwillig die Waffen streckten. Mir wollte dies Bild lange nicht aus dem Sinne, und mit einer gewissen Scheu betrachtete ich von dem Augenblicke an den ernstesten wortkargen Kämpfer, dem ich, obwohl ich seinen zwecklosen Muthwillen mißbilligte, dennoch Energie und Unererschrockenheit zugestehen mußte. In nähere Berührung kam ich mit ihm damals nur wenig, da ich meinem Kreise anhing, wie er dem seinigen, der, so viel ich mich erinnere, aus den älteren, stämmigeren, schon durch Bart und Tabakspfeife sich bemerkbar machenden Studenten, mitunter recht burschenartigen Gestalten, bestand, deren Mittelpunkt ein hoher, auf uns Jüngere wie eine bemooste Fichte auf das grüne Unterholz herabblickender Ausländer mit schwarzem Sammtkappchen und grünem Flaurocke bildete, in dessen Knopfloche das eiserne Kreuz hing. — In den beiden nächsten Jahrgängen des philosophischen Studiums, welches damals noch ein Triennium ausfüllte, kam Niembisch mir immer mehr aus den Augen. Ich glaube aus jener Zeit nur so viel von ihm zu wissen, daß er nicht Student war,

wie wir übrigen, die wir einen praktischen Lebenszweck vor Augen hatten, und daher mit gewissenhafter Nüchternheit innerhalb der ausgesetzten Grenzen uns bewegten, sondern mehr als Liebhaber oder als Gast, der nur das, was ihm eben mundet, mit vollen Zügen schlürft, und alles, was ihn aneckt, mit unzerholtem Mißbehagen bei Seite schiebt. Daher kam es auch, daß er in die vorgeschriebenen Formen, die seinem unruhigen Geiste eine beengende Fessel waren, sich nicht zu fügen wußte, und bald da, bald dort anstieß."

Zu Weihnachten 1820 lernte ich Niembisch bei einer Abendunterhaltung in seinem großelterlichen Hause zu Stockerau kennen, bei welcher er, der nachmalige gewaltige Rakoczi-Liedstreicher und Ländlerfiedler, Beweise seiner Fortschritte auf der Geige gab. Durch die Deklamation von Schillers "Lied von der Glocke" und eines eigenen Gedichtes gewann ich eines Streichs seine Achtung und die Liebe seiner Schwester Therese, deren Herz durch den vorzeitigen Tod ihres uns bereits bekannten ersten Verehrers verwaist worden war, worauf ihre Großeltern sie ebenfalls zu sich berufen hatten. Das erste Wort, dessen ich mich aus Lenau's Munde an mich entsinne, war sein damaliges anerkennendes: "Eine tüchtige Feder!" — Schon am 15. August 1821 ward ich Lenau's Schwestermann.

Bald darauf nahm Niembischens Schicksal eine unvermuthete Wendung. Die Großeltern wünschten, er sollte nun zu Wien ins Jus treten. Er aber, um des langwierigen Studirens früher los zu werden, entschied sich, anstatt des langen deutschen, das um die Hälfte kürzere ungarische Recht durchzumachen, und zu diesem Ende zu seiner Mutter nach Preßburg zu gehen, womit dieselbe mittlerweile, um ihren geliebten Kindern der ersten Ehe näher zu sein, Tokay vertauscht hatte. Der junge Niembisch, unbeugsamer als eine alte Eiche, aber nicht so wurzelfest, verließ Stockerau, wo er sich auf Ferien befunden, und eilte über Wien, seiner bekümmerten Schwester und meiner Vorstellungen und Bitten ungeachtet, nach Ungarn zur Mutter, die ganz glücklich darüber war ihren angebeteten einzigen Sohn, den sie nie wieder zu verlassen gelobte, ausschließlich zu besitzen.

Aber schon damals hätte Niembisch, wie später einmal, singen können:

"Keiner von den Erdenplündern  
"Lange mich behalten kann!"

Schon im Herbst 1822, — inzwischen hatten wir den Brausekopf mit den Großeltern wieder ausgesöhnt und der seelengute, sechsundsiebzigjährige Großvater-Oberst war Anfangs Juli in das ewige Standquartier eingerückt — sprang Niembisch vom Ungarjus auf halbem Wege wieder ab und zur Landwirtschaft über, zu deren Erlernung er sich nach Un-

garisch-Altenburg an die vom Erzherzog Karl errichtete Ackerbauschule begab. Die treue Mutter folgte geschwind mit Mann und Kind. Während seines dortigen Aufenthaltes schrieb er schon einige kleinere Gedichte, wohl seine ersten, die aber nicht in seiner Sammlung stehen und wahrscheinlich ganz verloren gingen.

Die Pustten bei Altenburg, welche Niembisch oft auf Kennern durchslog, und die noch viel größeren, welche er einigemal zwischen Pest und Tokay durchreiset hatte, mischten ihm vorzüglich die Farben zu seinen schönen, höchst eigenthümlichen „Haidebildern“.

Niembisch, der ewige Jude im Reiche des Wissens, ließ nach einem Jahre auch Ceres sitzen, und pilgerte der Themis zu, aber nunmehr der früher verschmäheten deutschen. Er kam im Herbst 1823 nach Wien zurück, jedoch, wie sich von selbst versteht, in Begleitung seiner treuen Mutter, bei welcher er auch bis an ihr Ende, Oktober 1829, beständig wohnen blieb.

Niembisch widmete sich nun während der drei Schuljahre 1824 bis 1826 den Rechtswissenschaften zu. Widmen? Ei nicht doch! Er betrieb dieselben, wie wohl er bei seinem Talente durchaus nur gute und sehr gute Klassen erhielt, lange nicht mit gesammter Spannkraft seines gewaltigen Geistes und seines starken Willens. So blieb ihm Muße genug, nicht nur der cordialen wiener Dichtergesellschaft in Neuners silbernem Kaffeehause, deren sämtliche Mitglieder ihm innige Freunde oder wenigstens gute Bekannte wurden, emsigst zu pflegen, sondern auch selbst zu dichten. Seine frühesten Gedichte sind im Ganzen auch seine düstersten und zerrissensten. Gleichwohl schien er gewöhnlich nicht unaufgeräumt, zumal, wenn er bei Neuner als ein unwiderstehlicher Feldherr im Kriegs-, Wurst- oder Spießsäulenspiele mit dem Stoßstabe in der Hand um die Kugeltafel lief. Heitere Gesellschaft floh er nicht nur nicht, sie war ihm sogar Bedürfniß; er brauchte äußere Hülfsgegnossen gegen den inneren Feind. Wäre er ein Fürst des Mittelalters gewesen, er hätte sich zehn Hofnarren neben einander gehalten.

Niembisch hatte glücklich drei Jahre Zus im Rücken; wollte er nicht plötzlich ans schon nahe Ziel stoßen, so mußte er jäh wieder abspringen. Aber wohin nur schnell? — Richtig, die Medizin ist noch übrig! — Geschwind zur Medizin!

Niembisch erlernte die Medizin, wenn auch nicht stets, denn das silberne Kaffeehaus blieb ihm für alle Zeiten ein goldenes, so doch randweise, zumal gegen die Prüfungen zu, mit Anstrengung. Da nun diese zugleich von Neigung und Talent unterstützt ward, hatten auch alle seine Prüfungen von 1827 bis 1830 durchaus ausgezeichnete Erfolge.

Niembisch erlitt in dieser Epoche seinen herbsten Verlust. Im Oktober 1829 verlor er seine Mutter.

Wie sehr sie, eine äußerst zärtliche Mutter, auch ihre übrigen Kinder liebte, so liebte sie doch alle zusammen nicht so sehr, wie ihren einzigen hoffnungsvollen Sohn Niki. Für diesen war sie zu jeder Stunde alles, auch ihr Leben hinzugeben bereit. Sie war eine besonders geistvolle, lebhaft, leidenschaftliche Frau.

Nach seiner Mutter Tode wohnte Niembisch längere Zeit in der Stadt gemeinschaftlich mit einem jungen, feurigen, galizischen Edelmann, Namens Nikolaus Boloz von Antoniewicz, dem nämlichen, dessen „Abschied von Galizien“ er aus dem Polnischen ins Deutsche übertrug. Ihre innige Verbindung mag neben der allgemeinen Begeisterung, die Polens bald darnach erfolgte hoffnungsvolle Wiedererhebung erregte, auf Entstehung von Lenau's glühenden Polenliedern eingewirkt haben.

In der Hälfte Juni 1830 hatte Niembisch bereits wieder zwei medizinische Prüfungen abgelegt, wovon eine besonders glänzend. Die dritte und letzte sollte bald nachfolgen. Niembisch studirte, daß ihm der Schädel dampfte. Den armen Niembisch wandelte am 15. Juli ein völliger Ekel vorm Studiren an. Er zwang sich, eine Stelle fünfmal zu lesen, und konnte sie doch nicht behalten. Er erbrach sich einigemal, gab nichts als Galle von sich, und fieberte heftig. Erschöpft an Geist und Leib fühlte er sich. Die Prüfung, die noch am 20. Juli zu geben gewesen wäre, mußte aufgeschoben und so bald wie möglich eine Erholungsreise zu unserem Freunde, dem Dichter Schleifer, zu Ort am Traunsee, in die stählende Gebirgsluft angetreten werden. Ich that es mit ihm am 4. August mittelst Landkutsche, da eine Eilwagenfahrt für den Geschwächten zu angreifend hätte sein können.

Ich halte mir mit der Linken meine Rechte, damit diese nicht in eine Schilderung unserer Wonnewochen zu Ort sich ergebe. Genug, Niembisch kehrte Anfangs September vollkommen gesund nach Wien heim. Noch in demselben Monate nahm sein Schicksal eine entschiedene Wendung für seine ganze Lebenszeit. Seine Großmutter, Katharina v. Niembisch, eine geborne Frein von Kellersberg, starb im hohen Alter von 86 Jahren, obwohl bis dahin auffallend rüstig, plötzlich am Brande der Alten. Dadurch gelangten ihre Enkel in den Besitz einiges Vermögens. Kaum sah Niembisch für längere Zeit seine Zukunft gesichert, so beschloß er das ihm schon bitter verhaßte Studiren, das er nun schon durch mehr als zwanzig Jahre unausgesetzt betrieben, wenigstens vor der Hand auszusetzen. Vergebens beschworen ihn seine Freunde, er sollte mindestens das schon so nahe Doktorat in der Medizin noch erstreben, damit er, wenn die mäßige Erbschaft wie Aprilschnee in der Maisonne zerschmolze, ihr unbekümmert nachblicken könnte. Er

versprach, wohl mehr nur zur Beschwichtigung seiner Freunde, zu Würzburg oder Heidelberg, wo es schneller ginge, zu promoviren. Vor Allem wollte er jetzt seine Gedichte — deren schon einige bekannt geworden waren, und wovon „die Jugendträume“ sein erstes unter seinem wahren Namen im wiener Taschenbuche: „Aurora für 1823“ stehen, und das erste unter N. Lenau von Anastasius Grün an Karl Spindler in den „Spiegel für Literatur, Kunst und Musik“ gesendet worden sein soll — sichten und sammeln, und, da er sie in Oesterreich unmöglich herausgeben konnte, zum Drucke nach Stuttgart tragen. Darüber rückte der Juni 1831 heran und Niembsch nahm Abschied. Dieser fiel ihm denn doch schwer, aber unendlich schwerer noch seiner treuen Schwester Theresese. Unzählige Thränen vergoß sie, womit auch das Blättchen reichlich getränkt war, das sie ihm noch von Mödling aus, wohin sie Anfangs Juni mit den Kindern gezogen war, nach Wien nachschickte. Seine Antwort, ein ganz kleines graues Zettelchen, welches sie noch immer wie ein Heiligthum aufbewahrt, lautete:

„Liebe Schwester! Mir ist es sehr leid, daß Dir meine Abreise so viel Kummer macht; ich sehe, daß Du mir eine Schwester bist, wie wenige sind, so wie Du überhaupt ein Weib bist, wie es wenige gibt auf Erden. Mit schwerem Herzen verlasse ich Dich, Du meine liebe, gute Nest. Ich komme gewiß bald zurück. Ich verspreche Dir, daß ich nichts Außerordentliches unternehmen werde, daß ich mein Vaterland nicht auf immer verlasse, so lange Du darin lebst, und daß ich die Erde nicht verlassen möchte, ging es mir auch noch so schlecht, so lange Du sie mir durch Deine Liebe verschönst. Ich umarme Dich mit aller Liebe, die Du verdienst. Gott segne Dich und die Deinigen!  
Dein Bruder.“

Am 3. Juli 1831 schrieb er mir aus Gmunden: „Vorgestern hab' ich den Traunstein bestiegen. Um 6 Uhr des Morgens fuhr ich von Gmunden zu Wasser ungefähr fünf Viertelstunden nach der Lanauerstiege. Meine Begleiter waren Hansgirgl und seine Schwester Nani, er ein rüstiger Gamsenjäger, sie eine hübsche blauäugige Dirne. Wir stiegen aus und die steilen Stufen hinan. Schon am Fuße des Berges hat mich eine Art Freudenrausch ergriffen, denn ich ging voraus und kletterte die Stiege mit solcher Eilfertigkeit hinauf, daß mir der Jäger oben sagte: „Das ist recht! so halt! weil Sie da herauf so gut kommen sind, werden Sie auf den Traunstein wie ein Hund hinauflaufen.“ — Und es ging trefflich, in 3 Stunden waren wir oben. Welche Aussicht! Ungeheure Abgründe in der Nähe, eine Riesenkette von Bergen in der Ferne und endlose Flächen. Das war einer der schönsten Tage meines Lebens; mit jedem Schritte bergan wuchs mir Freude und Muth. Ich war begeistert. Wenn mir mein Führer sagte,

jetzt kommt eine gefährliche Stelle, so lachte ich, und hinüber ging es mit einer Leichtigkeit, die ich bei kaltem Blute nimmermehr zusammenbrächte, und die mir jetzt am Schreibtische unbegreiflich vorkommt. Meine Zuversicht stieg mit jedem Schritte; ganz oben trat ich hinaus auf den äußersten Rand eines senkrechten Abgrundes, daß die Nani aufschrie, mein Jäger aber frohlockte: „Das ist Kuraschi! Da ist noch keiner von den Stadtherrn aufzutreten!“ — Der gute Kerl wollte mich bereden, in Gmunden zu bleiben noch einige Zeit, er würde mich dann mitnehmen auf die Gamsenjagd. — Bruder, die Minute, die ich auf jenem Rande stand, war die aller schönste meines Lebens; eine solche muß auch Du genießen. Das ist eine Freude! Trozig hinabzuschauen in die Schrecken eines bodenlosen Abgrundes und den Tod heraufgreifen sehen bis an meine Zehen, und stehen bleiben und so lange der furchtbar erhabenen Natur ins Antlitz sehen, bis es sich erheitert, gleichsam erfreut über die Unbezwinglichkeit des Menschengestes, bis es mir schön wird, das Schreckliche: Bruder, das ist das Höchste, was ich bis jetzt genossen, das ist ein Vorgesmack von den Freuden des Schlachtfeldes! Ich jauchze, wenn ich daran zurückdenke. Wenn Du nach Gmunden kommst, geh zum Jägerhiasl hinterm Traunstein; sein Sohn Hansgirgl soll Dich auf den Traunstein führen, und Dir jene Stelle zeigen, da tritt hinaus und denke dann in der seligsten Minute Deines Lebens an mich, Du wirst mich dann noch mehr lieben!“ —

Man sieht aus diesem begeisterten Briefe, welchen ungeheuern Eindruck die so schönen österröichischen Alpen auf den empfänglichen Sohn der unermesslichen ungarischen Flächen machten. Schon früher hatte ich ihn einigemal in und auf dieselben geführt. Er ward, so oft er sie bestieg, zum seligen Sonnenaar, der sich hoch über ihnen in die Bläue des Himmels verlor. — Ferner zeigt uns jene Erzählung, wie reich Niembsch auch mit Körperkräften ausgestattet war. Eher klein als groß, aber stämmig, um die Schultern breit, von vortrefflicher Lunge und Brust, mit sehnigen Armen und Beinen, dazu voll Muth und Berwegenheit, stets gewaltiger Herr des Worts, — wäre er ein vortrefflicher Husarenoberst gewesen. — Sein sehr großer Schädel zeigt die Organe des Dichters in höchster Ausbildung; das Haupthaar, auf dem gedankenvollen Scheitel etwas dünn, Backen- und Schnurbart dunkelbraun; die Stirne besonders breit, über der kräftigen, sanft geschwungenen Nase gern sich faltend; die Brauen, wie bei Bieldenkern, oft sich zusammenziehend; die Backenknochen, wie bei Slaven, — wie denn überhaupt Niembschs Gesicht an einen edlen Serben mahnt, wogegen ihn Freund Schleifer dem Ulrich von Hutten, und einmal ein Tiroler dem tirolischen Volkshelden Speckbacher sehr

ähn  
aufg  
sen;  
brau  
Gei  
liche  
und  
hent  
auf  
Klei  
schu  
bei  
Aug  
füh  
trug  
sem  
blieb  
Gu  
trum  
man  
Stu  
Er t  
land  
tem  
Sei  
The  
über  
früh  
kert  
Geh  
scha  
Kar  
unte  
res  
Ein  
vier  
muß  
ein  
zitte  
Nier  
mitz  
men  
gen  
sang  
Len  
zenl  
lich.  
hint  
hart  
Wie  
din  
mit  
nen.  
daß  
gan

ähnlich finden wollte, etwas hervorragend; die un-  
aufgeworfenen schmalen Lippen entschlossen geschlos-  
sen; das Kinn entschieden gewölbt; endlich in den  
braunen Augen zwei unergründliche Brunnen voll  
Geist, Tiefsinn und Schwermuth ... welch' ein herr-  
liches Gesicht! — Hand und Bein aristokratisch fein  
und klein; die Haltung — ein gemächliches Sichge-  
henlassen; meist gebeugt sitzend oder bequem liegend;  
auf gebogenen Knien sich schwingender Gang. In  
Kleidung gewählt und elegant, stets rein behand-  
schult, hielt er mehr aufs Aeußere, als man sonst  
bei Dichtern trifft. — Dieser Niembisch kam am 9.  
August 1831 nach Stuttgart. Denselben Tag noch  
führte ihn Schwab Abends in einen Leseverein und  
trug dort mehre Gedichte Lenau's selbst vor mit gro-  
ßem Feuer. Als sich die Gesellschaft getrennt hatte,  
blieben nur Schwab, er und ein junger Dichter,  
Gustav Pfizer, zurück. Da wurde noch gelesen, ge-  
trunken, Bruderschaft getrunken, und geraset auf  
mancherlei Weise bis spät nach Mitternacht. Einige  
Stunden waren genug, sie zu Freunden zu machen.  
Er traf Ebert, machte poetische Wallfahrten zu Uh-  
land, Justinus Kerner und zu Alexander Graf Wür-  
temberg, die mit ihm ebenfalls Bruderschaft schlossen.  
Sein Leben war ein höchst poetisches. Die lebhafteste  
Theilnahme, die feurigste Ermunterung ward ihm  
überall zu Theil. Viele Stunden brachte er in dem  
früher auch von Matthison, Tieck, Jean Paul, Hü-  
ckert und anderen Dichtern gern besuchten Hause des  
Geheimraths Hartmann zu. Mit beinahe leiden-  
schaftlicher Anhänglichkeit fiel ihm zumal der Dichter  
Karl Mayer zu, mit einer Freundeszärtlichkeit, die  
unter die moralischen Seltenheiten gehört, ein wah-  
res Freundgenie. — Ach, und noch ein Herz! —  
Ein herrliches Mädchen! — Einmal ward vom Kla-  
vierspiele gesprochen, und das schüchterne Mädchen  
mußte sich gedrungen zum Klavier setzen. Sie spielte  
ein sehr schönes Menuett von Kreuzer. Ihre Finger  
zitterten in jungfräulicher Bangigkeit, und als  
Niembisch das sah, fühlte er bereits, daß seine Seele  
mitzuzittern begann, denn sie spielte bei aller Beflom-  
menheit mit bezauberndem Ausdrucke. — Nach eini-  
gen Tagen war musikalische Unterhaltung, und hier  
sang sie die Adelaide von Beethoven, den ohnehin  
Lenau „nebst dem schroffen Urgebirge und dem grän-  
zenlosen Meere höchst als Meister ehrte“, ganz gött-  
lich. Seine Bewegung zu verbergen stellte er sich  
hinter einen eisernen Ofen und drückte und biß das  
harte Eisen und benetzte es mit seinen Thränen.  
Wieder ein andermal erfuhr er, sie habe eine Freun-  
din gebeten, den Herrn Niembisch schnell und heimlich  
mit ein Paar Zügen auf eine Schiefertafel zu zeich-  
nen. Das schoß ihm so süß schmerzlich in die Seele,  
daß er die Nacht darauf nicht schlafen konnte. Die  
ganze Nacht schwebte ihr Bild ihm vor. — Und den-

noch beschloß er, ihr zu entsagen, weil er so we-  
nig Glück in sich fühlte, daß er Andern keines geben  
konnte. Auch erschien ihm seine Lage zu beschränkt  
und ungewiß. Wie schwer es ihm auch fiel, er ent-  
sagte wirklich.

Anfangs November 1831 ging Niembisch nach  
Heidelberg, weil er dort bis zum Frühjahr promo-  
viren konnte, was zu Würzburg vor einem Jahre  
nicht thunlich gewesen wäre. Zuerst bekam ihm der  
Uebergang aus dem bewegten Gemüthsleben zu  
Stuttgart, wo nur Alles den Dichter haben und ge-  
nießen wollte, in das strengere Leben der Wissen-  
schaft wohl. Aber bald, denn lange Einsamkeit taugte  
nicht für ihn, verfiel er wieder in Schwermuth, und  
er mußte, um sich zu erheitern, Ausflüge nach Weins-  
berg, Stuttgart und Tübingen machen. Seine Be-  
schäftigung bestand vorzüglich darin, seine Gedichte,  
die zu Ostern bei Cotta erscheinen sollten, zu corri-  
giren. Zuletzt gerieth er darauf, seine Fantasie in  
die Schule der nordamerikanischen Urwälder zu  
schicken, den Niagara wollte er rauschen hören und  
Niagaralieder singen. Das gehöre — meinte er  
— nothwendig zu seiner Ausbildung. Seine  
Poesie lebe und webe in der Natur, und in Ame-  
rika sei diese schöner und gewaltiger als in Eu-  
ropa. Aus der neuen Welt wolle er mit einer neuen  
Welt im Busen zurückkehren und Niedersungenes sin-  
gen. Auch wollte er dort sich Ländereien kaufen, die  
schon, so hoffte er mit aller Zuversicht, nach wenigen  
Jahren eine bedeutende Rente abwerfen würden.  
Reich in jeder Hinsicht könnte er — schien ihm —  
nur in Amerika werden.

Wohin einmal einen Dichter, nicht nur in die Re-  
gionen des Himmels, sondern auch der Erde, seine  
Phantasie zieht, dorthin muß er. Ende Juli 1832  
bestieg Niembisch zu Amsterdam den holländischen  
Ostindienfahrer, Baron von der Kapellen, Kapitän  
Tolen, der diesmal einen Abstecher nach Baltimore  
machte. Nach einer sehr langen Reise von 10 Wo-  
chen kam er endlich in Amerika an. Es mache ihn,  
schrieb er mir am 16. Oktober 1832 aus Baltimore,  
um ein Gutes reicher, daß er auch das Meer kennen  
gelernt hätte. Die nachhaltigste und beste Wirkung  
dieser Seereise auf sein Gemüth wäre ein gewisser  
feierlicher Ernst, der sich durch den langen Anblick  
des Erhabenen in ihm befestigt hätte. Das Meer  
wäre ihm zu Herzen gegangen. Die zwei Hauptmo-  
mente, die ihn gebildet, nannte er das atlantische  
Meer und die österreichischen Alpen; vorzugsweise  
aber erklärte er sich für einen Zögling der letztern. —  
Unbeschreiblich war ihm zu Muth, wenn auf der See  
jedes Lüftchen schwieg, jede Welle ruhte, der müde  
Himmel sich auf's Meer legte und jedes Leben, jede  
Bewegung sich vom Schiffe zurückgezogen hatte, in  
tiefer gränzenloser Einsamkeit. Dann erwachte die

Sehnsucht nach den lieben Bergen, den lieben Menschen in der Ferne. Das stille Meer, möchte er fast behaupten, sei größer, als das bewegte, wie es denn schon dem Auge ausgedehnter erscheine. Wenn aber starke Winde und ungeheure Wellen das Schiff in ihre Mitte nähmen, und sich verächtlich in die Hände schleuderten, und man plötzlich an die Wand geworfen würde, wie eine willenlose Kleinigkeit, so empörte das den Stolz auf's bitterste, und je weniger der äußere Mensch aufrecht stehen könnte, um so mehr thäte es der innere.

(Fortsetzung folgt.)

### Der kleine graue Mann.

(Aus dem Gefirzel eines Invaliden.)

(Aus dem bei H. Geibel hier erschienenen „Humoristischen Kalender für 1851.“)

Armer alter Vater! als ob ich ihn noch immer vor mir sähe. . . .

Als er in einer kalten frostigen Nacht des Dezembers vor uns her ritt, in einfachem grauen Mantel, engen Kamaschen, auf einer Seite seines Gesichtes die noch frische Wunde kaum nothdürftig verklebt.

Ein großer Theil der jungen Armee war kaum bekleidet, das unangenehme winterliche Wetter hatte kein besonderes Mitleiden mit uns, auch hungerten wir, so weit unser Magen reichte; aber wer hätte sich getraut, zu frieren, sich zu beklagen, wenn der kleine graue Mann in einfacher dünner Bekleidung hungernd, schlaflos, der Erste vor uns her ritt, zur Zeit des Winters, im Schnee unter den Stürmen der Nacht?

Wir hatten keine Raft, kaum blieben wir an einem Orte stehen, so hörten wir auch schon seine antreibenden Worte. Mit falschem Accent, aber jugendlichem Feuer rief er eben so oft: „Vorwärts! Vorwärts!“

Und wer wäre zurückgeblieben, wer wäre müde geworden, wenn der kleine graue Mann mit seinen offenen Wunden hungernd, schlaflos der Erste vor uns her ritt, zur Zeit des Winters, im Schnee, unter den Stürmen der Nacht?

Unser armer alter Vater, als ob ich ihn noch immer vor mir sähe. . . .

Als man ihm im Januar die Kanonen wegnahm, — auf einem engen felsigen Wege stürzte ein Wagen um und die jenseits gebliebenen Kanonen mußten alle zurückgelassen werden.

Vor ihm den Feind, hinter ihm der Feind, und ihm blieben nur vier Kanonen und 2000 Mann.

Den ganzen Tag, die ganze Nacht kämpfte der kleine graue Mann, bald vorne, bald hinten, wo er eben angegriffen wurde.

Mit vier Kanonen vertheidigte er sich, bald hier, bald dort angreifend, und unterdessen rückte die Armee immer vor, blutend, ins Feuer, ins feindliche Land.

Wir gelangten in eine Stadt, hier umzingelte man uns. Es war Mitternacht.

Um Mitternacht kam ein Parlamentär aus dem feindlichen Lager, den kleinen grauen Mann zur Uebergabe aufzufordern.

Dieser kam zu uns hinaus auf den Marktplatz, stellte seine Truppen auf, schaute sie lange an und frug:

— Wollt Ihr nicht länger mit mir kämpfen, und Eure Waffen niederlegen? oder kommt Ihr mir nach, wohin ich Euch führe?

Und wer wäre nicht gegangen, wenn er ihn sah, den Ersten voran? Ein einstimmiger Ruf zeigte an, daß sich Niemand fand der die Waffen niederlegen wolle. . . .

— Begeben Sie Sich zurück, sagte da der kleine graue Mann zum Parlamentär, und sagen Sie Ihrem Kommandanten, daß ich schon zwölfmal umzingelt war, jetzt bin ich es das 13-te mal. Alle zwölfmal habe ich mich durchgeschlagen. . . .

Da zündete man die feindliche Stadt über unseren Köpfen an, der kleine graue Mann ließ seine Munitionskarren mit nassen Rogen bedecken, worauf er vorritt, die kleine Truppe ihm nach, mit gefällttem Bajonnet, — „vorwärts, vorwärts“ hörte man seinen Ruf, und wer wäre nicht gefolgt, wenn er ihn den Ersten vor uns herreiten sah, blutend, ins Feuer, ins feindliche Land.

Wir gelangten an eine Brücke.

Hier ließ der kleine graue Mann seine Truppen Halt machen. Weiter gehen wir nicht! sagte er, und wandte sich entgegen den Massen des Feindes.

Die Brücke verloren, auch Siebenbürgen verloren! sagte er, seine kleine Macht auf der Brücke disponierend, und als man ihm im Feuer des Sturmes einen Finger weg schoß, ließ er kaltblütig das getroffene Glied abschneiden, indem er dabei fortwährend zu Pferde saß und seine Kanonen anführte. Der Arzt fiel nach der Operation in Ohnmacht, der kleine graue Mann aber sagte lächelnd: „Dieser Finger hatte mir so nicht besonders viel genützt.“

Underhalb Tage lang kämpfte die kleine Macht gegen den überlegenen Feind um die blutige Brücke, Die Hälfte der guten Bursche ist gefallen, aber geblieben ist keiner, und wem man den Fuß, oder die Hände abgeschossen, der dachte an den kleinen grauen Mann, der sich kaltblütig auf dem Pferde amputiren ließ, und stöhnte nicht mehr.

Nach einem Monat kämpfte der kleine graue Mann vor Hermanstadt. Er nahm die Stadt ein, und als er sie eingenommen hatte, war das Erste, was er anordnete: — Amnestie.

— Ich bin nicht gekommen Krieg zu führen gegen waffenlose Menschen, Frauen und Kinder.

Und wer hätte nicht seinem Todfeinde die Hand zur Versöhnung gereicht, wenn der kleine graue Mann zuerst die seinige darbot, an welcher seit der letzten Schlacht nur vier Finger geblieben?

Aber der kleine graue Mann hatte doch nicht recht gehandelt.

In einem konstitutionellen Lande darf der Truppen-Kommandant allein so etwas nicht thun.

Weshalb man auch den kleinen grauen Mann bevor man ihm wegen seines Sieges Lob ertheilte, recht tüchtig wegen der erlassenen Amnestie tadelte.

Der kleine graue Mann, als er diesen Puzer erhielt, antwortete, daß es sehr gut wäre, aber man möge ihm recht bald Geld senden, denn seine Soldaten wären zerlumpt.

Um dieser Bitte zu genügen, ließen sie daher dort oben für den kleinen grauen Mann ein goldenes Ordenskrenz anfertigen, und ihn durch den Landtag zum Feldmarschalllieutenant ernennen.

Zu gleicher Zeit ernannte man auch einige andere Patrioten zu Feldmarschalllieutenants, von den Herren Táblabiro's aber den zum Obersten, jene zu Majoren.

Hieraus kann man folgern, welche eine große Ehre es damals sein konnte, ein militärisches Verdienstkreuz zu erhalten.

Ein alter weißköpfiger Husaren-Oberst — der Adjutant des Kriegsministers — wurde mit Einhäudigung jenes Ordens und der Ernennung betraut.

Der kleine graue Mann befand sich zu jener Zeit in Klausenburg.

Die Sachsen hatten ihm grade 100,000 fl. in Zwanzigern übergeben, die er bis zum letzten Heller unter seine Soldaten vertheilte, die Siebenbürger Damen aber eine prachtvoll ausgestickte Pferdedecke, auf die er sich nie getraute aufzusitzen, sondern die er schön auf die Seite legte.

Dies Alles geschah an einem Tage. Man sah es, daß dieser Tag zum Empfange von Geschenken bestimmt war.

Am demselben Tage also langte auch der Abgesandte des Landtags mit den gesandten schönen Sachen an.

Der weißköpfige Husaren-Oberst tritt zu ihm ein, ein hoher, in die Siebzig gehender Mann.

Wie er den General erblickte, trat er zu ihm, beugte sich über dessen verstümmelte Hand, und der greise Soldat küßte die in Schlachten gebräunte Rechte.

Der kleine graue Mann drückte den greisen Soldaten unter Thränen an seine Brust, und als die gefühlvolle Umarmung zu Ende war, richtete der alte Husaren-Oberst eine sehr schöne Rede an ihn — in wahrhaftiger deutscher Sprache.

Der gute alte Husar ist ein aus Debreczin gebürtiger Ungar, der sich auf das Hersagen jener deutschen Worte eine ganze Woche lang vorbereitet hatte, und sie am Ende auch so deklamirte, daß wer ungarisch nicht verstand in der That glaubte, daß er jetzt ungarisch höre.

Die Rede hatte sehr sentimentale Stellen. Bei diesen Stellen füllten sich die Augen des greisen Husaren wieder unbewußt mit Thränen, seine Thränen erweckten auch bei dem General Sympathie, auch der kleine graue Mann fing an zu weinen, bitter und gefühlvoll; er ging hin zu dem alten Husaren, als dieser seine Rede beendet hatte und schüttelte herzlich dessen vor lauter Verlegenheit zitternde Hand, und sagte:

— In der That, dieß Alles war schön. Es wird mir immer leid thun, daß ich nicht ungarisch kann, und kein Wort davon verstehen konnte; ich bitte Sie, übersetzen Sie mir ins Deutsche, was Sie eben sprachen.

Bis zu dieser Zeit hatte sich kein Einziger unter den Anwesenden befunden, der nicht Thränen vergossen hätte; aber in diesem Augenblicke war es Keinem möglich, nicht hell auf zu lachen; der kleine graue Mann hatte die ganze mit mühsamem Schweiß verfaßte deutsche Rede in dem Glauben zu Ende gehört, daß jetzt kräftige, ungarische Worte gesprochen würden.

Der greise Husar also setzte, was er hergesagt, auf's Papier und reichte es so dem General dar.

Dieser las es durch und nickte dazu vergnügt mit seinem kleinen grauen Kopfe, als er aber an die Stelle gelangte, wo der greise Husar die Regionen der Philobungaren zu loben begann, da legte er die Schrift nieder.

„Dieß muß man austreichen — sagte er — nur die Ungarn und Szekler sind Soldaten!“

Wohl möglich, daß er nicht Recht hatte, aber er hatte die Ungarn so sehr gern.

Er hatte sie lieber als seine eigene Nation. Und dann ließ er sich freudig das bescheidene Kreuz aufstecken. Aber bei aller Freude, bei aller Fröhlichkeit vergaß er doch nicht am Ende der Ceremonie an die Deputirten des Landtages die Frage zu richten, welche schon bei ihrem Eintritte auf seinen Lippen geschwebt hatte.

— Haben Sie Geld für die Soldaten mitgebracht?

— Dieß einmal Nichts.

Ich würde es gerne gehabt haben, wenn Sie wel-

ches gebracht hätten, denn ich lasse meine Kinder weder plündern noch hungern.

Er hätte beide Indien an sie verschwendet, so gerne hatte er sie!

Armer alter Vater! mir ist, als sähe ich ihn noch immer vor mir.

(Sajó csataképek.)

### Es mußte sein.

Es mußte sein! Wir schieden ohne Klage,  
Kaltblütig, spurlos, wie der Undank flieht,  
Zur Sommerszeit an einem heitern Tage,  
Ein Wolfenschatten über Wiesen zieht.

Dein süßes Auge streifte mich verstohlen —  
Ein Jugendfreund, der stumm vorüberschritt,  
Und längst vergaß, daß einst das Gottbefohlen  
Von meinen Lippen ihm das Herz durchschnitt.

Drauf gaben wir' die Hände uns gelassen  
Wie Fremde, die ein Zufall hat gepaart,  
Die sich nicht lieben, aber auch nicht hassen  
Gelernt auf einer kurzen Reisesfahrt.

D'rauf ging es fort, als hätte nie die Ahnung,  
Daß du mich lieben könntest, dich durchbebt;  
Ich selber fühle wachend keine Mahnung,  
Wie schön es sich in deiner Nähe lebt.

Im Traum nur will's mich oftmals überkommen,  
Als schlage noch an meiner Brust dein Herz,  
Wie man an Gliedern längst schon abgenommen  
Durch Nervenäuschung fühlt den alten Schmerz!  
Levitschnigg.

### Miszellen.

→ Einen guten Eindruck machte das äußere Erscheinen der Friedensmänner in Frankfurt und ihr öffentliches Benehmen. Man kann sich keine zufriedeneren Gesichter denken. Man sieht es ihnen an, daß sie durchgängig reiche Leute sind, welche die Sorgen des Lebens nicht drücken, die daher leichter zu einem gefühlvollen Optimismus hinneigen. Nach den Sitzungen durchkreuzten sie die Stadt nach allen Enden. Die neugierige Jugend folgte ihnen auf Wegen und Stegen. Mit ihr wurden die Amerikaner am besten fertig. Sie nahmen an jede Hand einen Knaben, und gingen mit ihnen spazieren. Die schwarzen Pastoren und der Indianer-Häuptling

hatten besonders mit der Jugend zu thun. Ohne ein Wort zu sprechen sah man sie einige Knaben an der Hand und von vielen umgeben die Zeil auf und ab spazieren. Sie schienen ihre besondere Freude an dem Verkehr mit der Jugend zu haben.

— Wie wir hören, befindet sich das Manuscript von Lenau's „Don Juan“ vollendet in den Händen der Erben des Dichters und soll nächstens von Anastasius Grün bei Cotta in Stuttgart im Drucke herausgegeben werden.

— Fanny Elßler, die sich in Eppendorf bei Hamburg in stiller Zurückgezogenheit von ihrem Petersburger Aufenthalte ausruht, gedenkt zum Winter zum dritten Male dahin zurückzukehren. Wenn sie im Theater oder sonst an einem öffentlichen Orte erscheint, strahlt sie von Diamanten, was man in der alten Hansestadt das „Glänzen in russischer Uniform“ nennt.

— Frau v. Dven, die ehemalige Charlotte v. Hagn, die vor Kurzem nach Helgoland in das Seebad gegangen, lebt seit einiger Zeit mit ihrem Manne auf einem Gute in Schlesien, auf welchem sie sich zu einer ganz perfekten Landwirthin ausgebildet hat.

— Der Berliner Goetheverein hat in einem der Säle des Museums eine Sitzung gehalten und in derselben beschlossen, eine Deputation zur Feier des 28. Augusts nach Weimar zu senden, und dieselbe zu beauftragen, die Ertheilung eines Preises von 1000 Rthlrn, für ein Werk der Skulptur schon für das nächste Jahr zu beantragen, wie dies auch in den Statuten schon als vorübergehender Paragraph festgestellt ist. — Die ernannten Deputirten sind die Herren von Olfers, Cornelius, Rauch und Professor Koch, der sich bereits in Weimar befindet. Auch ist festgestellt, daß alle in Weimar befindlichen Mitglieder des hiesigen Vereins, sich der Deputation anzuschließen berechtigt sein sollen.

— Die geistreiche Madame Girardin befand sich neulich während der Vorstellung eines neuen Stückes in Paris in der Loge des Hrn. v. Rothschild. Der Schauspieler sagt in seiner Rolle: „Du bist schwerer als Blei; schwerfälliger als ein Jude.“ Baron Rothschild fragt seine geistreiche Nachbarin um den Sinn dieser Anspielung gegen die Schwerkraft der Juden. „Es ist ganz einfach, daß der Verfasser die Juden schwerer hält als Blei; er glaubt sie wiegen alle so schwer an Gold wie Sie, Herr Baron.“